

Junggeselle so gut sich mit einander zu unterhalten, daß Mrs. Pompley, die ihre Freundin hatte verlassen müssen, um die Frau Dechantin zu empfangen, bei ihrer Rückkehr zum Sopha ihren Augen kaum trauen wollte.

Von diesem Abend an trat jene Veränderung in Mr. Avenel's Benehmen ein, deren ich früher Erwähnung gethan habe. Und von jenem Abend an enthielt er sich, Leonard mit zu den Gesellschaften in den Abteigärten zu nehmen.

Neuntes Kapitel.

Einige Tage nach dieser denkwürdigen Soirée saß Obrist Pompley allein in seinem Besuchzimmer, das eine angenehme Aussicht auf einen altmodischen Garten bot, und machte sich mit den Haushaltungsrechnungen zu schaffen; denn er überließ diesen Theil der Wirthschaft nicht seiner Gattin, die wahrscheinlich dafür zu hoch war. Mit der eigenen kräftigen Stimme bestellte er die Hammelskeulen und verfügte mit eigener herrischer Hand über die Vorräthe. Um dem Obristen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir auf die Gefahr hin, bei dem schönen Geschlecht mannigfachen Anstoß zu erregen, beifügen, daß es in keinem Shrewstowner Hauswesen so geordnet herging, wie in dem seinigen, und daß man es nirgends sonst in der schwierigen Kunst, die Prunksucht mit Sparsamkeit zu paaren, so weit gebracht hatte. Es wäre eine verzweifelte Aufgabe, dem geneigten Leser einen richtigen Begriff von dem Umfang beizubringen,

in welchem der Obrist mit seinem Einkommen auszureichen mußte, denn obschon ihm nur jährliche siebenhundert Pfund zu Gebot standen, gab es doch viele Familien, die bei einem Verbrauch von dreitausend hinter ihm zurückstanden. Natürlich hatten die Pompley keine Kinder, die an ihnen zehrten, und was sie besaßen, konnten sie auf sich selbst verwenden. Sie überschritten ihr Einkommen nie, ersparten aber auch nichts davon, und wenn das Jahr um war, hatten sich Verbrauch und Einnahme vollkommen ausgeglichen.

Obrist Pompley saß an seinem Pult. Er hatte seinen wohlausgebürsteten blauen Frack an, der über der Brust zusammengeknöpft war, und seine knappenliegenden grauen Beinkleider wurden durch ein gefettetes Drahtband, das unter den Stiefelsohlen weglief, stramm gehalten. Dadurch ersparte er viel an Hosensiegen. Nie sah man den Obristen Pompley in Schlafrock und Pantoffeln. Er und sein Haus, beide waren stets in gleicher Ordnung und in einem Zustande, daß sie sich immer konnten sehen lassen —

„Vom Morgen bis zum Mittag,
Vom Mittag zum thauigen Abend.“

Der Obrist war ein kleiner untersehter Mann mit einer starken Anlage zur Wohlbeleibtheit und hatte ein sehr rothes Gesicht, das nicht nur rasirt, sondern sogar gefeilt zu seyn schien. Er trug das Haar kurz geschoren und ließ nur vorn einen Busch stehen, der aber so steif und fest war, daß er sich wie eine Drahtbürste ausnahm. Ueberhaupt war Festigkeit und Bestimmtheit ein charakteristischer Zug in dem Gesichte des Obristen, auf dem man unabänderlich dieselbe

entschlossene Spannung bemerkte, gleichsam als gehöre diese Starrheit mit zur Dekonomie des thierischen Lebens.

So saß er vor seinem Hausbuche, in der Hand die Stahlfeder, mit welcher er da und dort Kreuze oder Fragezeichen anbrachte. „Mrs. M'Catchley's Kammerjungfer,“ sagte er vor sich hin, „muß auf Rationen gesetzt werden. Himmel, was sie nicht Thee trinkt! Thee und wieder Thee!“

Von der äußeren Thüre her ließ sich ein bescheidenes Klingeln vernehmen.

„Zu früh für einen Besuch!“ dachte der Obrist. „Vielleicht will man die Wassersteuer holen.“

Der geschmiegelte Bediente, den man im Hause nie anders sah, als in grande tenue, wie Sammt glänzend und gepudert, trat ein und verbeugte sich.

„Ein Gentleman wünscht Euch zu sprechen, Sir.“

„Ein Gentleman?“ wiederholte der Obrist mit einem Blick nach der Uhr. „Wißt Ihr auch gewiß, daß es ein Gentleman ist?“

Der Bediente zögerte.

„Ich bin darüber nicht ganz mit mir im Reinen, Sir; aber er spricht wie ein Gentleman. Er sagt, er komme von London, um Euch zu besuchen, Sir.“

Es fand gerade damals ein langer und interessanter Briefwechsel zwischen dem Obrist und einem Administrator des Vermögens seiner Frau, die sichere Anlegung von Capitalien betreffend, statt. Es könnte — nein, es mußte dieser

Administrator seyn. Er hatte geschrieben, daß er selbst einen Besuch machen wolle.

„Er soll kommen,“ sagte der Obrist. „Und wenn ich klinge — Sandwiches und Sherry.“

„Beefsteaks, Sir?“

„Schinken.“

Der Obrist legte das Hausbuch bei Seite und wischte seine Feder aus.

Im nächsten Augenblick ging die Thüre wieder auf und der Bediente meldete —

„Mr. Digby.“

Das Gesicht des Obristen verlängerte sich, während er selbst betroffen in seinem Stuhl zurückfuhr.

Die Thüre wurde zugeedrückt, und Mr. Digby stand in der Mitte des Zimmers, an dem großen Schreibtisch, auf welchen er den Arm lehnte, Unterstüzung suchend. Der arme Soldat sah elender, schäbiger und dem Ende aller zeitlichen Dinge näher aus, als um die Zeit seines Zusammentreffens mit Lord L'Éstrange, der ihm das Taschenbuch in die Hand gedrückt hatte. Gleichwohl mußte man der Weltkenntniß des Bedienten, der ihn einen Gentleman genannt hatte, Gerechtigkeit widerfahren lassen, da keine andere Bezeichnung auf ihn gepaßt haben würde.

„Sir,“ begann Obrist Pompley, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, mit großer Feierlichkeit, „ich habe mich dieser Ehre nicht versehen.“

Der arme Mann stierte schwindlich um sich her, sank in einen Stuhl und athmete tief auf. Der Obrist zeigte

eine Miene, wie man sie nur einem armen Verwandten gegenüber an den Tag legen kann, und knöpfte zuerst die eine, dann die andere Hosentasche zu.

„Ich war der Meinung, Ihr sehet in Canada,“ sagte endlich der Obrist.

Mr. Digby war jetzt so weit zu Athem gekommen, um sprechen zu können, und entgegnete kleinlaut —

„Das Klima hätte meinem Kind den Tod gebracht. Ich bin schon vor zwei Jahren wieder zurückgekehrt.“

„Ihr müßt einen sehr guten Platz in England gefunden haben, daß Ihr den in Canada dafür aufgeben mochtet.“

„Der Arzt hatte erklärt, daß sie keinen Winter in Canada mehr durchmachen könne.“

„Bah!“ bemerkte der Obrist.

Mr. Digby athmete schwer auf.

„Ich mochte nicht zu Euch kommen, Obrist Pimpley, so lang Ihr glauben konntet, es geschehe, um für mich etwas zu erbitten.“

Die Miene des Obristen wurde milder.

„Eine sehr ehrenhafte Gesinnung, Mr. Digby.“

„Ich that es nicht, obschon ich viel durchmachte; aber Ihr seht, Obrist,“ fügte der arme Verwandte mit einem matten Lächeln bei, „der Feldzug ist nahezu vorüber und der Friede vor der Thüre.“

Der Obrist schien gerührt.

„Sprecht nicht so, Digby — ich kann dies nicht leiden. Ihr seyd jünger als ich — nichts ist unangenehmer, als eine so düstere Anschauung der Dinge. Ihr habt genug für

Euren Unterhalt — wenigstens verstehe ich Euch so — und ich freue mich, dies zu hören, denn es liegt so viel auf mir, daß ich Euch in der That keinen Beistand leisten könnte. So ist es also ganz gut, Digby.“

„Oh, Obrist Pompley,“ rief der Soldat, mit fieberischer Festigkeit seine Hände zusammenpressend — „ich komme dennoch als Bettler, aber nicht für mich, sondern für mein Kind! Ich habe nur eines — nur ein einziges — ein Mädchen. Sie ist so gut gegen mich gewesen und wird Euch nicht viel kosten. Nehmt sie zu Euch, wenn ich todt bin — verspricht mir ein Obdach, eine Heimath für sie, und ich will Euch nicht weiter belästigen. Ihr seyd mein nächster Verwandter, und ich habe sonst Niemand, an den ich mich wenden könnte. Ihr seyd kinderlos. Sie wird ein Segen für Euch seyn, wie sie auch mir mein ganzes Erdenglück war.“

Wenn schon in gewöhnlichen Stunden Obrist Pompley's Gesicht roth genannt werden mußte, so konnte nach dieser Ansprache die Farbe desselben nur mit dem dunkelsten Purpur verglichen werden.

„Der Mensch ist verrückt,“ sagte er endlich mit einem Tone des Erstaunens, gegen welches der Zorn nur eine untergeordnete Stelle einnahm — „total verrückt. Ich soll sein Kind zu mir nehmen — Kost und Wohnung geben einem herangewachsenen ausgehungerten Kind! Wie oft und vielmehr, Sir, habe ich nicht zu Mrs. Pompley gesagt: 'Es ist ein Segen, daß wir keine Kinder haben. Wir könnten nicht in dem Style leben, den wir unserer Stellung

schuldig sind, wenn wir Kinder hätten — es würde nirgends ausreichen? Ja wohl, ein Kind! Ein Kind ist das kostspieligste Ding von der Welt und wohl im Stande, Einen zu Grund zu richten.“

„Sie ist an das Hungern gewöhnt,“ versetzte Mr. Digby mit kläglichem Stimm. „Oh, Obrist, gestattet mir mit Eurer Gattin zu sprechen. Ihr Herz hoffe ich zu rühren — sie ist ein Weib.“

Unglücklicher Vater! Die Schicksalsmächte hätten dir keine unzeitigere und ungeschicktere Bitte auf die Lippen legen können!

Mrs. Pompley sollte den vielgerühmten Digby sehen — sollte die Lage kennen lernen von des Obristen hoher Verwandtschaft! Der Obrist wäre nie wieder Herr seiner selbst geworden. Schon bei dem bloßen Gedanken daran hätte er vor Scham in die Erde sinken mögen. Voll Unruhe machte er einen Schritt gegen die Thüre hin, in der Absicht, den inneren Riegel vorzuschieben. Gütiger Himmel, wenn Mrs. Pompley hereinkäme! Und der Mensch war noch obendrein mit seinem Namen eingeführt worden. Mrs. Pompley hatte vielleicht schon erfahren, daß sich ein Digby bei ihrem Gatten befand — war am Ende eben daran, sich stattlich herauszuputzen, um einen solchen Gast würdig zu empfangen. Es war kein Augenblick zu verlieren.

Der Obrist plagte heraus:

„Sir, ich wundere mich über Eure Unverschämtheit. Mrs. Pompley sprechen! Stille, Sir — stille! Keinen Laut mehr! Ich habe mich losgesagt von der Verwandts-

schaft mit Euch und will nicht haben, daß meine Frau — eine Frau aus den ersten Familien — durch sie in Schande gerathe. Ja; Ihr habt nicht nöthig, aufzubrausen. John Pompley ist nicht der Mann, der sich in seinem eigenen Hause etwas gefallen läßt. Ich sagte — in Schande gerathe. Habt Ihr Euch nicht in Schulden gestürzt und Euer Vermögen durchgebracht? Habt Ihr nicht ein gemeines Geschöpf geheirathet — eine Bulgarierin — die Tochter eines Handwerkers? Und Euer Vater war ein so achtbarer Mann — ein bepfündeter Geistlicher! Habt Ihr nicht Eure Offiziersstelle verkauft? Der Himmel weiß, was aus dem Gelde geworden ist. Seyd Ihr nicht — es schaudert mich, wenn ich daran denke — unter die Komödianten gegangen, Sir? Und dann, als Ihr auf den letzten Beinen waret, habe ich Euch nicht zweihundert Pfund aus meiner eigenen Börse gegeben, damit Ihr nach Canada gehen konntet? Und nun seyd Ihr wieder da — und verlangt von mir mit einer Rechteit — die mir den Athem benimmt — mir den — Athem benimmt, Sir — für das Kind zu sorgen, das zu zeugen Euch angemessen dünkte — ein Kind, dessen Verwandtschaft von mütterlicher Seite sich in der erbärmlichsten und verächtlichsten Lage befindet. Verlaßt mein Haus — fort von hier! Gütiger Himmel, Sir, nicht dorthin — da hinaus!“

Und der Obrist öffnete die Glasthüre, die in den Garten führte.

„Ich will Euch auf diesem Wege hinauslassen. Wenn Euch Mrs. Pompley sehen würde!“

Dieser Gedanke wirkte so aufregend auf ihn, daß er seinen unglücklichen Verwandten am Arm nahm und hastig mit sich fort in den Garten zog.

Mr. Digby sprach kein Wort, versuchte aber dem Arm des Obristen sich zu entwinden, der dafür nur um so fester hielt, so daß seine Anstrengung vergeblich blieb. Der arme Mann wurde bald blaß, bald roth, ein Wechsel, der so schnell stattfand, daß man wohl bemerken konnte, wie in den welken Adern noch immer einige Tropfen Soldatenblut floßen:

Der Obrist hatte jetzt ein kleines Pförtchen in der Gartenmauer erreicht. Er drückte auf die Klinke und schob den armen Better hinaus. Dann schaute er den langen geraden, schmalen Heckenweg hinab. Er bemerkte, daß Niemand in der Nähe war, und als sein Blick zurückfiel auf die Jammergestalt des Unglücklichen, regte sich doch etwas in ihm, wie Gewissensbisse. Für einen Augenblick milderte sich in ihm die herbste Art von Geiz, der gentile, und die unerträglichste von allen Formen des Stolzes, diejenige, die sich auf falsche Ansprüche gründet, kam für einen Moment zum Schweigen. Der Obrist zog seine Börse heraus.

„Da,“ sagte er. „Dies ist Alles, was ich für Euch thun kann. Verlaßt die Stadt, so schnell Ihr könnt, und nennt gegen Niemand meinen Namen. Euer Vater war ein so achtbarer Mann — ein bepfündeter Geistlicher!“

„Und hat Euch Eure Offiziersstelle gekauft, Mr. Pompley. Mein Name! ich schäme mich dessen nicht. Aber

fürchtet nicht, daß ich von unserer Verwandtschaft Gebrauch machen werde. Nein; ich schäme mich Gurer."

Der arme Better stieß mit Verachtung die Börse zurück, die ihm immer noch hingeboten wurde, und ging festen Schrittes den Heckenweg hinab.

Obrist Pompley blieb unschlüssig stehen. In diesem Augenblicke öffnete sich ein Fenster seines Hauses. Er hörte das Geräusch, wandte sich um und sah Mrs. Pompley heraussehen.

Obrist Pompley schlich durch das Gesträuch zurück und verbarg sich unter den Bäumen.

Zehntes Kapitel.

„Unglück ist eine bêtise,“ sagte der große Cardinal Richelieu, und ich fürchte, daß am Ende seine Eminenz Recht hatte. Könnte man zum Beispiel Dick Avenel und Mr. Digby mitten in der Oxfordstraße niederlegen — den ersteren im Zwischkittel, den letzteren in superfeinem Anzug, den einen mit fünf Schillingen, den anderen mit tausend Pfunden in der Tasche — und würde man sich zehn Jahre später wieder nach beiden Männern umsehen, so würden wir Dick auf dem Weg zu einem großen Vermögen, Digby aber gerade so finden, wie wir ihn hier gesehen haben. Und doch ging Digby keinem Laster nach; er trank nicht und spielte nicht. Was war er also? Hülflos. Man hatte das einzige Söhnchen verhättselt und zum „Gentleman“,